



Rainer Stuhlmann

„Wir weigern uns, Feinde zu sein“

Hoffnungsgeschichten aus Israel

Ich fahre mit dem Bus, der Jerusalem mit den vielen jüdischen Siedlungen im Süden Palästinas verbindet. Doch die Siedlungen sind nicht mein Ziel. Ich möchte zu „Dahers Weinberg“, der Farm der palästinensischen christlichen Familie Nassar. Der Bus fährt an Bethlehem vorbei, dann sieben Kilometer weiter durch das Land. 20 Minuten zu Fuß sind es von der Bushaltestelle bis zum „Zelt der Nationen“, wie sie ihre Farm nennen - einen internationalen und interreligiösen Begegnungsort. Es ist eine Farm ohne Gebäude, denn Palästinenser dürfen hier auf ihrem eigenen Grund und Boden nicht einmal ein Toilettenhäuschen bauen. Rund um die palästinensische Farm herum, im sogenannten Gusch Etzion, stampfen allerdings über 50.000 jüdische Israeli kleine und große Städte aus dem Erdboden.

Ich treffe mich mit Daoud Nassar. Der palästinensische Christ ist in Bethlehem aufgewachsen, hat in Österreich die Matura gemacht, in Bethlehem Betriebswirtschaft und in Deutschland Tourismusmanagement studiert. Ein interessanter Mann. Für das Interview suchen wir Schutz am Eingang einer Höhle, denn hier pfeift auch an heißen Tagen ein scharfer Wind vom Mittelmeer herauf - an klaren Tagen sieht man das Meer in der Ferne blinken.

Was er hier macht und was es mit dem „Zelt der Nationen“ auf sich hat, möchte ich von Daoud wissen. Er erzählt, dass das Land seit 1916 seiner Familie gehört, die früher hier in einer Höhle wohnte: „Heute ist dieser Hügel der einzige in der Gegend, der sich noch unter palästinensischer Kontrolle befindet.“ Tatsächlich ist „Dahers Weinberg“ inzwischen von fünf israelischen Siedlungen umgeben. Ich erfahre, dass die israelischen Behörden seit 1991 versuchen, das Land zu enteignen, um eine weitere darauf zu bauen. Deshalb kam es in den vergangenen Jahren immer wieder zu Übergriffen.

Daoud erzählt von seinen Olivenbäumen, die jüdische Siedler in einer Weihnachtsnacht gefällt haben, und davon, dass die Siedler seine Familie sogar mit Maschinengewehren bedroht haben. „Sie machen uns unser Eigentumsrecht an unserem Land streitig, obwohl wir es urkundlich nachweisen können. Seit 1991 sind wir deswegen vor Gericht. Wir haben nicht aufgegeben. Wir sind immer noch hier“, betont er, „und das, obwohl sie uns zuletzt einen Blanko-Scheck boten, wenn wir das

Land endlich verkaufen würden. Aber das Land ist wie unsere Mutter, und eine Mutter kann man nicht verkaufen!“

Eine Farm ohne Zufahrt, ohne Wasser, Strom und Gebäude - da frage ich: „Wo bleibt dann Raum für Zukunftsperspektiven?“ „Wenn wir keine Hoffnung haben, reagieren wir leicht mit Gewalt, Resignation oder Emigration“, meint Daoud. „Meine Familie hat sich jedoch gegen Gewalt entschieden, weil wir Konflikte nie mit Gewalt lösen können“, sagt Daoud ziemlich energisch. Auch in die Opferrolle haben sie sich nicht begeben wollen und Auswandern kam ebenfalls nicht in Frage: „Wir haben gedacht, es muss auch einen anderen Weg geben.“

„Und wie sah dieser Weg aus?“ - „Es war uns sehr wichtig, aus der Opfer-Mentalität herauszukommen“, erklärt Daoud. Nur so können wir agieren, statt nur zu reagieren. Außerdem hätten sie sich geweigert zu hassen: „Das war gar nicht so leicht. Wir akzeptieren die Menschen als Menschen, aber wir dürfen nicht ihre negativen Taten akzeptieren.“ Auch ihr christlicher Glaube und ihr Vertrauen in die Gerechtigkeit seien ihnen eine Stütze. „Wir haben einen vierten Weg gewählt, den gewaltlosen Widerstand. Wir wollen das Böse mit dem Guten überwinden. Unser Motto lautet: ‚Wir weigern uns, Feinde zu sein.‘“

Das „Zelt der Nationen“

Unter diesem Motto, so erfahre ich, wurde auch das Projekt „Zelt der Nationen“ gegründet. Die Farm wurde zu einem Begegnungsort für Menschen verschiedener Herkunft und Religionen. Nicht in der Opferrolle verharren, sondern das Beste aus der Situation machen und kreative Lösungen finden, hieß es auch weiterhin: Seit 2009 gibt es eine Solaranlage, die eine externe Stromversorgung überflüssig macht. In großen Zisternen wird Regenwasser gesammelt und weil auf der Farm keine Gebäude errichtet werden dürfen, wurden die einstigen Wohnhöhlen renoviert. Es gibt Begegnungsorte und Schlafplätze, das Abwasser wird aufbereitet und für die Bewässerung verwendet, Bewohner und Gäste nutzen Kompost-Toiletten und versuchen so viel wie möglich zu recyceln. Aus der Not ist eine Tugend geworden. „Die negative Energie wurde positiv umgesetzt. Das ist unsere Therapie“, erklärt Daoud.

„Zelt der Nationen“ heißt der Ort nun, weil sich hier Menschen von überallher treffen. Positive Aktionen sollen diese Menschen miteinander verbinden. Sie sollen Hoffnung wecken in hoffnungslosen Situationen. So gibt es zum Beispiel jedes Jahr eine Baumpflanz-Aktion. Menschen kommen zusammen, um für Bäume zu spenden oder sie zu pflanzen. Denn, so erklärt Daoud: „Wenn

Der Hügel mit dem „Zelt der Nationen“ bei Gusch Etzion;
Foto: HGVorndran



man einen Baum pflanzt, glaubt man an eine bessere Zukunft. Und man lernt, dass der Friede von unten wachsen soll wie ein Olivenbaum.“ Es gibt Erntecamps und immer wieder besuchen Volontäre die Farm. Hier lernen sie, wie man anders an Probleme herangehen kann, und nehmen Ideen mit in ihre Heimat.

Rebecca aus Stuttgart, die für ein Jahr in Nes Ammim gearbeitet hat, war für einige Tage auch im „Zelt der Nationen“: „Wir haben in Höhlen geschlafen“, erzählt sie mir später, „wir haben mitgeholfen und uns dort auch mit einem Volontär unterhalten. Er hat erzählt, wie sehr sie immer aufpassen müssen, dass das israelische Militär nicht einfach etwas abreißt. Man kann sich diese Willkür an Menschen, die einem nur etwas Gutes tun und Frieden haben wollen, kaum vorstellen.“

Grenzen überwinden?

„Das könnt ihr sowieso nicht schaffen. Die Israelis werden kommen und euch das Land wegnehmen.“ So und ähnlich hätten anfangs viele reagiert, die zum ersten Mal von dem Projekt hörten, erklärt Daoud. Man habe die Ergebnisse schließlich nicht direkt sehen können. Inzwischen aber sind viele der palästinensischen Nachbarn überzeugt und werden selbst aktiv. Die Felder auf dem lange brach liegenden Land werden wieder bebaut. Es gibt Frauenaktivitäten und Sommercamps, an denen christliche und muslimische Kinder aus der Umgebung von Bethlehem teilnehmen. „Sie könnten dort ihre Talente entdecken und lernen, ihre Zukunft selbst in die Hand zu nehmen“, sagt Daoud.

Ob es denn auch einen Dialog mit Juden und Israelis im „Zelt der Nationen“ gebe, frage ich. „Wer durch die Tür kommt und von unseren Visionen wissen möchte, ist willkommen hier“, antwortet er. Und so wird das „Zelt der Nationen“ tatsächlich nicht nur von Juden aus anderen Ländern besucht, sondern manchmal auch von Israelis. „Am Anfang sind sie vielleicht ein bisschen skeptisch“, meint Daoud: „Aber wenn sie zu uns kommen, hören sie etwas, das sie nicht erwartet haben. Das ist für sie eine Augenöffnungs-Erfahrung, die sie später in ihre eigene Umgebung hineinragen können.“

Ich selbst bin im Laufe der Jahre vielen Juden und jüdischen Israelis begegnet, die eine solche „Augenöffnungs-Erfahrung“ gemacht haben. Sie erzählten mir, wie ihnen die Situation in den besetzten Gebieten plötzlich bewusst wurde und was das mit ihnen machte. Viele von ihnen engagieren sich seitdem in Organisationen und

versuchen in privaten Gesprächen und mit öffentlichen Aktionen ihre Landsleute zu informieren und aufzuwecken. Sie repräsentieren für mich das andere Gesicht Israels, das demokratische Israel, das den Menschenrechten verpflichtet ist. Von der gegenwärtigen Regierung werden sie skeptisch beäugt, manchmal auch diffamiert. Für mich sind sie jedoch die wahren Patrioten, die der jüdischen Tradition des „Tikun Olam“ folgen und nach Maßgabe ihrer Kräfte „die Welt zu verbessern“ versuchen.

Nachdenklich blicke ich über Daouds von israelischen Siedlungen umgebenes Land. Auch weil es landschaftlich so reizvoll ist, zieht es viele in das Bergland südlich Jerusalems und Bethlehems. Die in Jahrtausenden gewachsene Terrassenkultur zieht sich an den Berghängen entlang. Das viele Grün zwischen den Siedlungen verrät, dass es im Winter reichlich Niederschläge gibt. Wie schön wäre es, zu hören, dass es auch freundliche Kontakte zu den jüdischen Nachbarn gibt. Doch Daoud erklärt mir, dass Palästinenser und Israelis oft kaum etwas übereinander wissen, obwohl sie so eng beieinander wohnen. „Angesichts dieser Lage wage ich es kaum, danach zu fragen, ob eine Kooperation zwischen jüdischen Siedlern und Palästinensern denn überhaupt denkbar ist. „Wir müssen lernen, einander zu respektieren“, meint Daoud. Das sei zurzeit allerdings nicht so einfach, weil die Situation ungerecht sei: „Wir leben unter Besatzung. Erst wenn die Besatzung zu Ende geht, können Israelis und Palästinenser miteinander leben. Kooperieren und unter Besatzung sein, das geht nicht!“ Doch Daoud gibt die Hoffnung nicht auf. Gerechtigkeit und Gleichberechtigung hält er für Schlüssel zu einem guten Miteinander. Das funktioniere nur, wenn beide Seiten einander ehrlich auf Augenhöhe begegnen könnten.

Botschaft für Deutschland

„Es gibt Menschen, egal ob auf der israelischen oder der palästinensischen Seite, die anders denken und die anderes wollen. Und diese positive Stimme muss auch im Ausland gehört werden“, gibt Daoud mir beim Abschied mit auf den Weg. Er jedenfalls glaubt „ganz fest, dass eines Tages die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen wird“.

Auch nach meiner Rückkehr nach Deutschland denke ich immer wieder an die Gespräche mit Daoud und all den anderen Menschen, die sich um Gerechtigkeit be-

Linkes Foto ganz links Autor Rainer Stuhlmann, rechtes Foto Daoud Nassar, beide im Zelt der Nationen; Fotos: HGVorndran





mühen, zurück. Von diesen Begegnungen möchte ich nun erzählen - Begegnungen, die mir allesamt das andere Gesicht Palästinas und Israels zeigten, Begegnungen unter dem Motto: „Wir weigern uns, Feinde zu sein“.

Wenn jüdische Siedler „kommen und sehen“

Bei einem Besuch mit einer Gruppe von rund zwanzig europäischen Freiwilligen im „Zelt der Nationen“ erzählt uns Amal Nassar, die Schwester von Daoud, eine bedenkenswerte Geschichte:

Ich war auf dem Weg nach Hause, als eine Joggerin neben mir ihren Schritt verlangsamte und sich meinem Gang anpasste. Sie grüßte freundlich und fragte neugierig: „In welcher der Siedlungen wohnst du denn?“

Ich wies mit der Hand auf unseren Hügel. „Nein“, sagte sie, „ich meine: Wo wohnst du? Wo steht dein Haus?“

„Auf dem Hügel dort“, sagte ich.

„Mach keine Witze! Auf dem Hügel wohnt kein Mensch und steht kein Haus. Ich kann es von unserer Siedlung dort oben sehen, der Hügel ist unbewohnt.“

„Ich wohne mit meiner Familie dort. In Höhlen“, sagte ich. Sie blieb stehen und schaute mich ungläubig an. „Mein Großvater hat das Land hier vor fast hundert Jahren gekauft. Meine Großeltern haben hier schon mit meinem Vater und seinen Geschwistern gewohnt und das Land bebaut. Und jetzt wohnt die nächste und übernächste Generation hier.“

„Und warum baut ihr keine Häuser auf eurem Land?“, fragte sie.

„Wir dürfen es nicht. Wir sind Palästinenser. Die Behörden Israels verbieten den Palästinensern, hier auf ihrem eigenen Land irgendwelche Gebäude zu errichten.“

„Das stimmt nicht“, sagte sie. „Es gibt hier gar keine Palästinenser.“

„Wie kommst du darauf?“, fragte ich.

„Hier habe ich noch nie Palästinenser getroffen“, sagte sie.

„Die wohnen in Bethlehem jenseits der Sicherheitsmauer. Hier ist Israel. Soweit das Auge reicht, sehe ich nur jüdische Siedlungen.“

So kann der erste Eindruck täuschen, dachte ich bei mir. Ich erfuhr, dass sie mit Mann und Kindern vor gut zwei

Jahren aus Amerika gekommen war und dass sie in der Siedlung „Neve Daniel“, unserem Hügel gegenüber, ein Haus gekauft hatten. Sie wusste erstaunlich wenig über ihre neue Heimat.

Meine Einladung auf einen Tee lehnte sie ängstlich ab. „Ich heiße Sarah“, sagte sie beim Abschied und dann speicherte sie meine Handy-Nummer.

Viele Wochen vergingen, bis Sarah mich eines Tages tatsächlich anrief. Ob sie mich besuchen könne - ihr Ehemann dürfe das nicht wissen, er sei für ein paar Tage verreist.

Ich holte sie an unserem Tor ab. Ihr Mann sei sehr besorgt. Er habe ihr verboten, uns zu besuchen. „Palästinenser sind gefährlich. Sie sind Feinde Israels“, sage er immer. Nachdenklich blieb sie vor dem Stein mit dem Regenbogen und der Aufschrift „Wir weigern uns, Feinde zu sein“ stehen.

Ich glaube, sie hatte noch nie in ihrem Leben eine Zisterne gesehen. Ich erklärte ihr, dass wir während der Regenzeit jeden Topfen aufbewahren müssen, um über die langen trockenen Sommer zu kommen. In den jüdischen Siedlungen rings um unseren Hügel kommt das Wasser aus der Leitung. Immer. Es bewässert selbstverständlich auch im Sommer Rasen und Blumenrabatten und speist den Swimmingpool. Sarah staunte über die Solaranlage und noch mehr darüber, dass Europäer sie uns ein Jahr zuvor geschenkt und sie auch aufgebaut hatten. Nachdenklich wurde sie im Gespräch mit den Freiwilligen aus aller Herren Länder. Einige kamen wie Sarah aus den USA. Unverblümt machten sie ihr deutlich, wie anders ihre Motive waren, die sie in das gleiche Land geführt hatten.

Aufmerksam schaute Sarah sich um und hörte zu, aber sie blieb wortkarg. Bevor sie sich verabschiedete, sagte sie vor sich hin: „Das müsste mein Mann mal sehen. Das müsste mein Mann mal sehen.“

Wochen später rief Sarah wieder an: „Ich habe meinem Mann von euch erzählt. So recht will er meinen Erzählungen keinen Glauben schenken. Aber jetzt ist er bereit, sich einen eigenen Eindruck zu verschaffen. Können wir am Sabbat kommen? Dann sehen uns unsere Nachbarn nicht.“

Linkes Foto: Chalid im „Karama-Dignity-Center für Gewaltfreiheit“, rechtes Foto ganz rechts: Autor Rainer Stuhlmann, ganz links Siedler Sha'ul; Fotos: HGVorndran



Am nächsten Sabbat standen sie tatsächlich an unserem Tor. Er mit weißem Hemd, schwarzem Anzug und großem schwarzem Hut. Ich musste kaum etwas sagen. Sarah führte ihren Ehemann durch unser Gelände, als sei es das ihre. Sie zeigte und erklärte, als wäre das „Zelt der Nationen“ ihre Idee. Der Besuch blieb nicht ohne Eindruck. Beim Tee nahmen unsere Gespräche Fahrt auf. „Wie habt ihr uns mehr als zwei Jahre lang übersehen können?“, wagte ich zu fragen. „Auch in eurer Bibel steht doch, dass wir uns um unsere Nachbarn, unsere Nächsten kümmern sollen.“ Beide nickten wortlos.

Als sie sich verabschiedeten, sagte Sarah: „Ich wünschte, unsere Kinder würden hier mal als Freiwillige arbeiten.“

„Wer weiß, vielleicht klingelt eines Tages wieder das Telefon, beendete Amal ihre Erzählung lachend und ließ die europäischen Freiwilligen tief beeindruckt zurück.“

(...)

Ein „kluger Feigling“ in Palästina

Chalid ist ein „kluger Feigling“. Jedenfalls charakterisiert er selbst sich so. „Früher habe ich sie verachtet, diese Schwächlinge, Weichlinge, diese Weiber in Männerkleidung“, betont er oft, „es gab sie immer schon in Palästina, die Männer, die nicht kämpfen wollen, die nicht bereit sind, ihr Leben für die Freiheit ihres Landes zu lassen, die nicht bereit sind zum Martyrium.“ Und dann erzählt er seine Geschichte. Die Geschichte seiner Wandlung.

Seine Mutter, Umm Jussef, spielt darin eine wichtige Rolle. Eigentlich ist sie es, die sich gewandelt hat. 1987, beim Beginn der Ersten Intifada, gehörte sie zu den Köpfen dieser Bewegung. Ihre gerade erwachsen werdenden Söhne schickte sie in den Kampf. Die Jungen, die ohne Vater aufwuchsen, gehorchten der starken Mutter aufs Wort. Dass die Familie für ihren Kampf einen hohen Preis zahlen musste, schreckte weder sie noch ihre Söhne. Die Hoffnung auf einen Sieg ließ sie ihr Lei den ertragen. Einer von Chalids Brüdern wurde schwer verletzt, ein anderer saß, wie auch Chalid und seine Mutter, jahrelang in einem israelischen Gefängnis. Wieder in Freiheit brachte das Scheitern des Friedensprozesses nach der Ermordung Jitzchak Rabins die gesamte Familie jedoch zur Resignation. Alle zogen sich aus der Politik ins Private zurück.

Als dann aber gleich zu Beginn der Zweiten Intifada einer seiner Brüder erschossen wurde, erwachten in Chalid Rachedurst und neuer Kampfeswille. Diesmal trat Umm Jussef ihm allerdings entgegen und verbot ihm zu den Waffen zu greifen. Sie schickte ihn stattdessen zu einer kleinen Gruppe von Palästinensern, die sich - man höre und staune - mit jüdischen Siedlern aus dem nahe gelegenen Efrata trafen. Wenn seine Mutter für ihn nicht eine so beeindruckende Frau gewesen wäre, hätte er ihr nicht gehorcht.

Widerstrebend machte er sich auf zum ersten Treffen mit denen, die für ihn bislang noch „die feigen Verräter“ waren. Und dann geschah das, was ich auch aus vielen Erzählungen anderer Menschen kenne, zum Beispiel aus dem „Elternkreis“ („parent's circle“) und von den „Kämpfern für Frieden“ („Combattans for peace“). Immer begegnen sich Israeli und Palästinenser zunächst sehr zögerlich und skeptisch. Dann aber machen sie die Erfahrung, dass durch die Begegnung etwas geschieht, wozu sie sich nicht entschlossen und das sie nicht geplant haben. Etwas, das sie überrascht und manchmal geradezu überrumpelt. Ihre eigenen Emotionen überwältigen sie. Wenn sie den Anderen in die Augen schauen, entdecken sie, dass ihnen nicht Mörder gegenüberstehen, sondern Menschen, die leiden wie sie. Sie machen die Erfahrung, dass neben der Empathie mit ihren Lieben, den Angehörigen ihres eigenen Volkes, Platz in ihren Herzen entsteht für die Empathie mit denen, die ihnen gegenüberstehen. Auch sechzehn Jahre später erzählte Chalid davon noch wie von einem Wunder, dem Wunder seiner Verwandlung und der Heilung von seinem Hass. Der ersten Begegnung folgten viele weitere, die diesen Wandlungsprozess festigten und seinen Mut stärkten, ein „kluger Feigling“ zu sein.

Ich traf Chalid im „Karama-Dignity-Center für Gewaltfreiheit“ an der großen Kreuzung im Gusch Etzion, die ich schon so oft passiert hatte, ohne dass mir das bescheidene Gebäude direkt an der Straße aufgefallen wäre. Es wurde auf dem Land von Chalids Familie errichtet. Palästinenser und jüdische Siedler organisieren hier Bildungsangebote, die den Traum vom gemeinsamen Leben in Frieden und Gerechtigkeit fördern und Wirklichkeit werden lassen. Organisationen wie „Wurzeln“ („Roots“), „Wandel“ („Shinui“) oder „Der Weg“ („Al Tariq“) arbeiten in diesem Haus.

Chalid hatte zu unserem Gespräch gleich den jüdischen Siedler Sha'ul aus Ephrat mitgebracht. Mit seinem fantasievollen bunten Gewand, seinem ungekämmten langen Haar und Bart hätte er auch aus einem Aussteiger-Camp irgendwo auf der Welt kommen können. Doch Schläfenlocken und Kippa wiesen ihn als orthodoxen Juden aus. Dass er von „Judäa und Samaria“ sprach, ließ uns aufhören. Aber so, als hätte er unsere Fragen geahnt, erläuterte er gleich, dass die Siedlung, in der er lebte, auf Land

Die große Kreuzung bei Gusch Etzion, daneben befindet sich das „Karama-Dignity-Center für Gewaltfreiheit“; Foto: HGVorndran





errichtet worden war, dass von Palästinensern zu redlichen Preisen gekauft wurde. Seine Siedlerbewegung erhebe zwar mit Berufung auf die Bibel Anspruch auf das Land, vertreibe oder bekämpfe aber keine Palästinenser, sondern überlasse denen, die bleiben wollten, ihr Land, ohne sie zu schikanieren. Seine politische Perspektive laute: „Zwei Staaten innerhalb eines Landes“. Dass das nur funktioniere, wenn beide Staaten absolut friedlich und kooperativ ohne Zäune und Mauern zusammenlebten, werde dabei vorausgesetzt. Deshalb förderten sie menschliche Begegnungen wie die in diesem Zentrum.

Für uns Europäer war die Begegnung mit Chalid und Sha'ul höchst eindrucksvoll. Allerdings blieben auch viele Fragen offen. Jemand fragte zum Schluss provokativ: „Das ist zwar Koexistenz, aber ist es nicht die Koexistenz von Reiter und Esel?“ Damit spielte er auf eine Episode aus dem biblischen Buch Josua an, in der eine Friedensaktion vermeintlicher Feinde in deren Ausbeutung endete (Josua 9). Vielleicht ist es aber auch der unumgänglich schwierige Anfang auf einem Weg des „Wandels durch Annäherung“.

*Mit freundlicher Genehmigung aus:
Rainer Stuhlmann, Wir weigern uns, Feinde zu sein. Hoffungsgeschichten aus einem zerrissenen Land. © 2020
Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vluyn,
S. 17-25 und 46-48.*

Dr. Rainer Stuhlmann, Pfarrer i.R. ist zur Zeit als kommissarischer evangelischer Propst zu Jerusalem tätig und war von 2011 bis 2016 Studienleiter im ökumenischen Dorf Nes Ammim.

Aus der Verlagsankündigung:

Rainer Stuhlmann kennt Land und Leute aus erster Hand. Ihre Verzweiflung. Ihre Hoffnungen. Lange hat er vor Ort gelebt. Seine Perspektive: ein Weg zwischen den Stühlen. Im Gespräch mit Menschen aus Palästina und aus Israel.

Viele wollen sich nicht zu Feinden machen lassen. Sie wünschen sich nichts sehnlicher als Frieden. Die christlich-palästinensische Familie Nassar aus Bethlehem zum Beispiel. Ihr Motto: ‚Wir weigern uns, Feinde zu sein.‘ Ihr Protest: Das Zelt der Nationen (engl. Tent of Nations) - ein kleines palästinensisches Anwesen umgeben von israelischen Siedlungen. Eine Herausforderung, aber auch ein demonstratives Beispiel dafür, wie Konflikte ohne Gewalt und ohne Unterwerfung angegangen werden können.

Ohne sich auf eine Seite zu schlagen, erzählt Stuhlmann von bewegenden menschlichen Schicksalen und was er aus diesen Begegnungen gelernt hat und wie sie ihm helfen, das ‚Land der Bibel‘ und seine beiden Völker besser zu verstehen. Auch die aktuelle Nahost-Debatte in Deutschland setzt er in Beziehung zum Titel seines Buches. Eine hochinteressante Lektüre für alle, die einen Blick hinter die Schlagzeilen werfen wollen.

<https://neukirchener-verlage.de/catalog/product/view/id/1865577/s/wir-weigern-uns-feinde-zu-sein-9783761565049/>

Vor einigen Jahren erschien von Rainer Stuhlmann der Titel „Zwischen den Stühlen. Alltagsnotizen eines Christen in Israel und Palästina“, ebenfalls im Neukirchener Verlag.

Stein mit dem Gedicht „We are one“ und mit dem Spruch „We refuse to be enemies“ auf Deutsch und Englisch auf und vor dem Gelände des „Tent of Nations“, dem „Zelt der Nationen“; Fotos: HGVorndran

